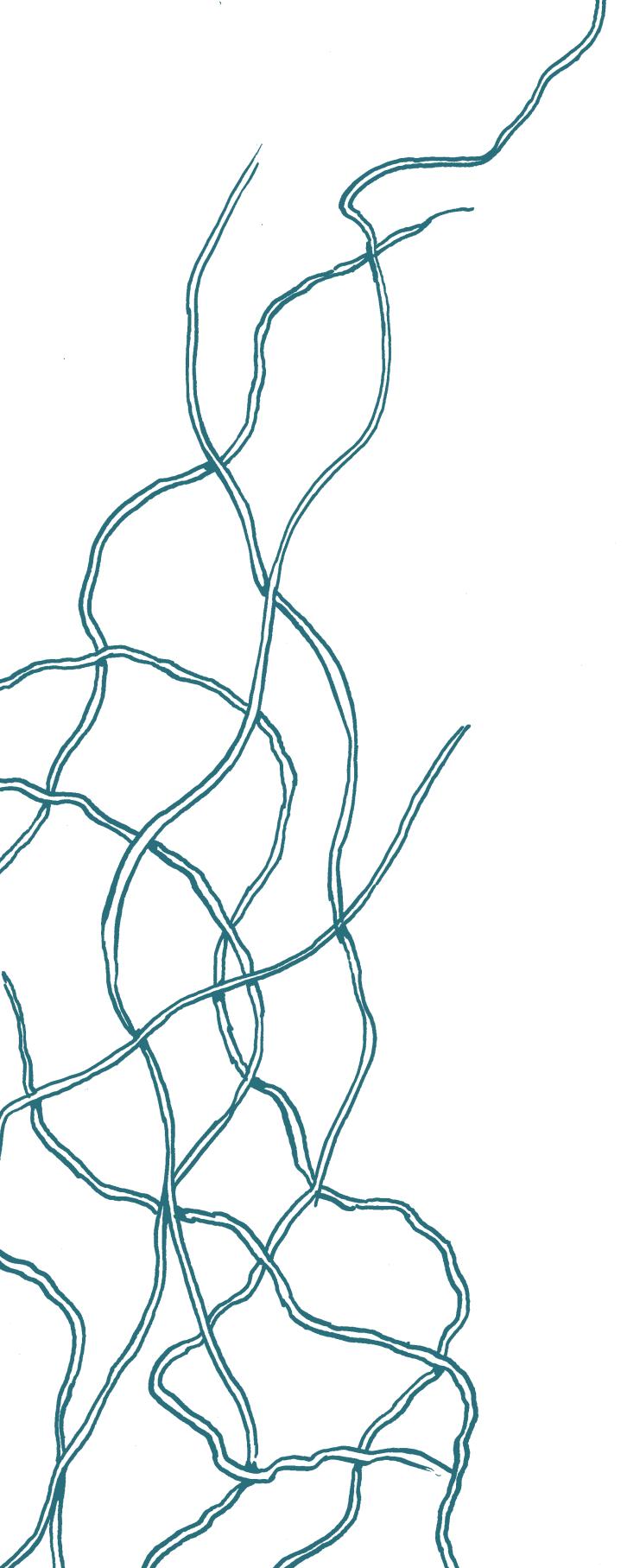


# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

GÜNTER DE BRUYN  
DIE NEUE UNDINE



Günter de Bruyn  
Die neue  
Undine

Ein Märchen, nacherzählt dem verehrten  
Herrn Baron Friedrich de la Motte Fouqué  
auf Schloss Nennhausen im Havelland

Mit Illustrationen  
von Jörg Hülsmann

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei S. FISCHER  
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: Eberl & Kœsel FinePrints  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-10-397041-8

# 1

Vor vielen Jahrhunderten, als die Ritter noch ihre Burgen bewohnten, die Städte nachts ihre Tore schlossen und die Wald- und Wassergeister noch nicht vertrieben worden waren, lebte an dem von Wäldern umgebenen Strele-See in der Niederlausitz der arme Fischer Albrecht mit seiner Frau Bertha und einer kleinen Tochter, die Bertalda hieß. Sein Haus stand einsam auf Strelenwerder, einer in den See hineinragenden Landzunge, zu der sich selten ein Fremder verirrte, weil der Wald, der keine Wege und Stege, wohl aber tiefe Sümpfe, reißende Bäche und böse Geister hatte, voller Gefahren war. Manch Ritter oder Wanderer, der ihn hatte erkunden wollen, war nach langem Umherirren in ihm umgekommen. Der arme Fischer aber, der ihn häufig durchquerte, um auf dem Markt der Stadt seine Fische feilzubieten, wurde von keinem Sumpf aufgehalten und von keinem Waldgeist behelligt, weil er so gottesfürchtig und menschenfreudlich war.

An einem Vorfrühlingstage, als die schon wärmenden Sonnenstrahlen die letzten Eisschollen des Sees geschmolzen hatten, saß Fischer Albrecht auf der Wiese vor seinem Hüttchen, flickte seine zum Trocknen aufgespannten Netze und blickte dann und wann mit glücklichem Lächeln zur kleinen Bertalda hinüber, die erst am

Waldrand nach ersten Veilchen und Anemonen gesucht hatte und nun am Ufer mit ihren Puppen beschäftigt war.

Der Fischer war schon in halber Nacht, als Mutter und Tochter noch schliefen, in seinem Kahn hinausgerudert, um die Netze zu leeren, und er hatte einen erfreulich reichen Fang heimgebracht. Mehr noch als dieser erfreute ihn aber der Anblick seiner sechsjährigen Tochter, die er nach Art vieler Väter für das schönste aller Mädchen hielt. Mit ihren dichten schwarzbraunen Haaren, die sie zu zwei Zöpfen geflochten hatte, war sie aber wirklich wunderschön.

Sie hatte ihren Puppen aus Laub und Gräsern am Seeufer ein weiches Lager bereitet, doch als sie sie gerade mit »Eiapoepia« in den Schlaf singen wollte, war vom See her die Melodie dieses Wiegenliedes zu hören, es klang, als würde tief unter dem Wasserspiegel eine Harfe gespielt. Statt ihr Lied anzustimmen, lauschte Bertalda nun den lieblichen Tönen, und da diese mit den Wellen, die ein plötzlich auffrischender Wind verursacht hatte, immer näher zu kommen schienen, beugte sie sich, um die Musikanten im Wasser entdecken zu können, weit über die Uferböschung, wo sich ihr in der Tiefe der verlockende Anblick herrlicher Paläste bot. So stark war diese Verlockung, dass sie von ihr in die Tiefe gerissen wurde. Als der Fischer eines heraufziehenden Unwetters wegen seine Arbeit beendete und die Tochter ins Haus holen wollte, war von ihr nichts mehr zu sehen.

Wenig später, als die Mutter ihre Lieben zum Mittagessen bitten wollte, fuhr ihr der Schreck durch alle Glieder, als sie ihren Mann erblickte, der aufgeregt das Ufer absuchte und immer wieder, mal in diese, mal in jene Himmelsrichtung, Bertaldas Namen rief. Am Spielplatz Bertaldas hatte er außer den Puppen, die er ihr aus Stroh und Binsen geflochten und mit Augen von Knöpfen versehen hatte, nicht die geringste Spur des Mädchens entdecken können. Der See, der von den einsetzenden Stürmen mehr und

mehr aufgewühlt wurde, musste sie verschlungen haben. Aber auch ihre Leiche fand der verzweifelte Vater nicht.

Erst als das Unwetter mit Hagelschlägen und Regengüssen und Blitz und Donner über das Fischerhaus raste, im Walde Bäume entwurzelte und der Spreefluss, der nahe der Landzunge in den See einmündete, das gefürchtete Hochwasser brachte, gaben die Eltern das Suchen und Rufen auf. Sie saßen weinend im Halbdunkel ihrer Hütte, und während sich ihre von Schluchzen begleiteten Gebete mit dem Heulen des Sturms mischten, glaubte die Mutter immer wieder, Kindergeschrei von draußen zu hören, aber wenn sie die Türe zu öffnen wagte, sah sie, dass sie vom Plätschern des andringenden Hochwassers genarrt worden war.

Angsteinflößend waren auch die von den Sturmböen gegen die Fensterscheiben gedrückten Regengüsse, die sich zu seltsam verzerrten Gesichtern formten, bald aber wieder in sich verflossen, so dass man sich getäuscht zu haben glaubte, bis dann beim nächsten Windstoß eine noch widerlichere Fratze in die Stube zu starren schien.

Am Abend, als das Halbdunkel, in dem die trauernden Eltern den Tag verbracht hatten, zur Finsternis wurde und der Sturm sich legte, flossen die Tränen der Mutter noch immer, der Fischer aber entzündete eine Fackel, ging hinaus in den leichten Regen und suchte an der Spitze der Landzunge noch einmal vergeblich das Ufer ab. Nur Laub und Äste waren angeschwemmt worden, der Kahn war vollgelaufen, aber noch angebunden, hinter dem Hause aber, wo bis zum Waldrand hin Büsche und halbhöhe Bäume wuchsen, war das Land vom Hochwasser überflutet worden, so dass die Halbinsel zur Insel geworden war.

Obwohl das Licht der Fackel nur wenige Meter weit reichte, glaubte der Fischer, inmitten der von Wellen bewegten Wasserwüste etwas Weißes erblicken zu können, das sekundenlang auftauchte und dann wieder verschwand. Da Bertalda ein weißes

Schürzchen getragen hatte, zögerte der Fischer nicht lange. Die Fackel hochhaltend, watete er in die dunklen Fluten, die tiefer und wilder wurden, je näher er dem Waldrand kam. Als ihm das Wasser bis zur Hüfte reichte und er sich durch das Astgewirr entwurzelter Bäume kämpfen musste, wurde die Fackel durch aufspringende Wellen gelöscht. Im Finstern tastete er sich zum Hause zurück.

Kaum hatte er, völlig durchnässt, die Stube betreten, die Öl-lampe entzündet und die noch immer weinende Frau um das An-heizen des Herdes gebeten, damit er sich trocknen und wärmen könne, wurde ein zaghaftes Klopfen hörbar, das die Eheleute vor Schreck erstarren ließ. Da kein Wanderer zu dieser nächtlichen Stunde das zur Insel gewordene Gehöft erreicht haben konnte, musste es sich um Geister handeln, die Einlass begehrten. Hatte man doch schon während des Unwetters ihre gespenstischen Fratzen am Fenster zu sehen geglaubt.

Die Fischersfrau bekreuzigte sich und begann, ein Vaterunser zu beten, der Fischer aber fragte beherzt, wer denn da Einlass begehre, und als draußen mit zarter Stimme »Bitte, lass mich herein!« gesagt wurde, glaubte er, Bertalda zu hören, doch als er die Tür eilig öffnete, stand nicht seine dunkelhaarige Tochter vor ihm, sondern ein blondes Mädchen von etwa sechs Jahren, das ihm unbekannt war.

Im Gegensatz zu den Fischersleuten, denen die Überraschung die Sprache verschlagen hatte, gab das Kind sich ganz unbefangen, trat, ohne zu zögern, in die ärmliche Stube, grüßte freundlich mit »Guten Abend!« und sah sich neugierig um. Ihr Haar und ihr weißes Seidenkleidchen trieften vor Nässe. Obwohl sie behauptete, nicht zu frieren, ließ sie sich von der Fischersfrau, die sich schnell wieder gefasst hatte, in eine Decke wickeln und an den Herd setzen, in dem das Feuer schon brannte und mehr Licht als die Öl-lampe gab.

Die Fragen des Fischers, woher sie komme, wie sie heiße und wo hin sie wolle, hatten zwar einen Redestrom der Kleinen zur Folge, aber außer ihrem Namen, sie hieß Undine, war daraus nicht viel zu erfahren, weil ihr kindliches Plappern von einem großmächtigen Onkel, der sie aus dem Palast abgeholt und sicher durch wilde Korallenwälder geleitet habe, zu sehr der Nacherzählung eines Kindermärchens glich. Verwunderlich war, dass der Kleinen keinerlei Klagen über das Unwetter oder die Mühsal des Reisens über die Lippen kamen und dass in ihren strahlenden blauen Augen, die während des Erzählens immer wieder zuzufallen drohten, keine Spur einer Träne zu sehen war. Sie schien sich wohlzufühlen in der ärmlichen Behausung. Im Arm der Fischersfrau liegend, entschlummerte sie schließlich, wurde auf Bertaldas verwaistes Lager gebettet und sorgfältig zugedeckt.

Als die Fischersleute später noch am Herdfeuer saßen, den regelmäßigen Atemzügen des fremden Kindes lauschten und voller Trauer an die verlorene Tochter dachten, sagte der Fischer: »Wie ich fürchte, liebe Frau, wird die bösartige Überschwemmung mich lange an der Suche nach den Eltern des Kindes hindern. Es wochenlang durchzufüttern, wird also nötig sein.«

Die Frau aber war anderer Meinung. Sie wollte Undine als Ersatz für die verlorene Bertalda behalten. Der liebe Gott, sagte sie, der ihnen aus unerfindlichen Gründen die Tochter genommen habe, sei so barmherzig gewesen, als Trost ein anderes Kind nach Strelenwerder zu schicken. »Wir sollten ihn«, setzte sie hinzu, »dankbar preisen dafür.«

Wie zur Bestätigung dieser Worte war vom Fenster her ein Geräusch wie von Wasserrauschen zu hören, das die Eheleute aufblicken ließ. Obwohl das Unwetter sich schon lange beruhigt hatte, war eine von Gischt gekrönte Welle an die Scheibe gesprungen und hatte im Abfließen ein lächelndes Antlitz mit weißgrauen Haaren sichtbar gemacht.



# 2

Zehn Jahre waren seit Undines Ankunft beim Fischer Albrecht vergangen, als an einem sonnigen Sommernorgen ein junger Ritter die Burg seiner Väter verließ. Sein Ziel war die Stadt hinter dem Walde, von deren Bürgern er wenig später bewundert werden konnte, als er in silberglänzender Rüstung auf seinem feurigeren Rappen durch die Straßen ritt. Da der Kurfürst die Stadt mit einem Besuch beeindruckte, wurde ein Fest gefeiert, dessen Höhepunkt ein Ritterturnier sein sollte, zu dem auch er, der achtzehnjährige Jobst von Strele, den man erst kürzlich zum Ritter geschlagen hatte, geladen war.

Zum Festplatz bestimmt worden war eine vor den Toren der Stadt liegende Wiese, auf der man eine Empore errichtet hatte, von der aus die Ehrengäste und Honoratioren die Darbietungen sitzend verfolgen konnten. Das Stadtvolk musste an den Längsseiten des Platzes hinter Barrieren stehen.

Auf einen Wink des Kurfürsten wurden die Spiele mit Fanfarenklängen und dem Einzug der Ritter eröffnet, es folgten Übungen mit Schwertern und Lanzen und dann die von allen erwarteten Zweikämpfe, in denen die Ritter mit gefällten Lanzen aufeinander zuritten und den Gegner vom Pferde zu stoßen versuchten, wobei

dann manche Lanze zersplitterte und mancher Reiter Knochenbrüche erlitt. In allen Kämpfen aber blieb der Ritter von Strele Sieger. Er war der Jüngste und zugleich der Kühnste von allen. Er wurde am meisten bejubelt und am Ende von der Kurfürstin mit dem Siegeslorbeer geehrt.

Unter den Damen, die auf der Empore saßen, war dem Ritter schon während der Zweikämpfe ein sechzehnjähriges schönes Fräulein mit schwarzbraunen Zöpfen aufgefallen, das Bertalda gerufen wurde und die Pflegetochter des Stadtkommandanten war. Die rote Rose, die sie ihm bei der Siegerehrung zugeworfen hatte, zierte noch den Kragen seines Festgewandes, als er sie am Abend im Hause des Stadtkommandanten wiedersah. Da ruhten dann des Fräuleins und des Ritters Blicke mehrmals ineinander, als man sich beim Festmahl gegenüber saß. Erst später, beim Tanze, wagte es der Ritter, seine Zuneigung auch in Worte zu fassen und das Fräulein um ein Haar aus ihrem Zopfe zu bitten, doch wurde ihm das nicht gewährt. Er bekam vielmehr zu hören, dass das Mädchen solche Heimlichkeiten ohne Einwilligung ihres Pflegevaters nicht verabreden könne, sie gebe ihm in den nächsten Tagen Bescheid.

Zwei Tage später wurde der Ritter in das Palais des Stadtkommandanten gebeten, wo dieser ihm erklärte, er könne ihm seine Pflegetochter nur anvertrauen, wenn er der Stadt einen Dienst erweise. Er solle die als verwunschen geltenden Wälder am Strele-See, die seine Holzfäller nicht zu betreten wagten, von den in ihnen hausenden bösen Geistern befreien, damit dort Holzeinschlag möglich sei. Falls er dieses Abenteuer wohlbehalten überstehe, habe er nicht nur eine Haarsträhne seiner Pflegetochter, sondern auch diese selbst redlich verdient.

Da der Ritter keine Geisterfurcht kannte, machte er sich gleich auf den Weg. Der Wald, der anfangs noch nichts Unheimliches hatte, empfing ihn mit Vogelgesang und den Düften von Moosen

und Pilzen, und da die Sonnenstrahlen, die durch die Wipfel der Eichen und Buchen fielen, ihn fröhlich stimmten, begann er, Lieder zum Preise der göttlichen Schöpfung zu singen, bis es dunkler um ihn wurde, weil die Tannen dichter beieinanderstanden, Unterholz das Reiten behinderte und armstarke Ranken den Weg versperrten, so dass er zu Umwegen genötigt war.

Er hatte sich vorgenommen, den Wald zwischen der Stadt und dem Strelenwerder gradewegs zu durchqueren, merkte aber nach einigen Stunden, als er der dichten Belaubung wegen den Stand der Sonne nicht mehr erkennen konnte, dass er von seiner Richtung abgewichen und im Kreise gelaufen war. Einen morastigen Tümpel, den er schon einmal umritten hatte, sah er nun wieder vor sich liegen, und ein Bach, aus dessen nur leise rieselndem Wasser sein durstiger Rappe getrunken hatte, war beim zweiten Überqueren zu einem reißenden Fluss geworden, in dessen Strudeln Ross und Reiter zu Tode gekommen wären, hätte sie nicht eine unsichtbar bleibende Kraft festgehalten und wohlbehalten ans Ufer gesetzt.

Als der Ritter seinen Schrecken überwunden hatte und seinem Retter danken wollte, erhob sich plötzlich, wie aus dem Nichts kommend, neben ihm die riesenhafte Gestalt eines alten Mannes mit weißgrauen Haaren, der mit gurgelnder Stimme »Beim nächsten Mal wirst du nicht davonkommen!« sagte und sich in eine zerfließende Wassersäule verwandelte, von der eine Sekunde später nur eine Pfütze am Waldboden übrig war.

Zur Verwunderung des Ritters war mit dem Verschwinden des Alten auch das Bachwasser verschwunden. Als er nun trockenen Fußes das Bachbett durchquerte, fiel ihm ein Männlein ins Auge, das unter den vom Wasser freigelegten Wurzeln einer am Ufer wachsenden Fichte saß. Es hatte die Größe eines Kleinkindes, das faltenreiche Gesicht eines Großvaters, und sein Lächeln zeugte von Gutmütigkeit. Mit zarter Stimme, die der Ritter erst

verstehen konnte, als er vom Pferd gestiegen war und sich zu ihm heruntergebeugt hatte, gab er sich ihm als sein Erretter zu erkennen, und als der Ritter fragte, woher er die Kraft dazu genommen habe, wurde ihm freundlichen Tons geantwortet: »Statt nach den Geheimnissen der Erdgeister zu forschen, solltet Ihr lieber Eure Reise rasch fortsetzen. Denn nach Sonnenuntergang ist der Nöck wieder hier.«

»Wer bitte ist wo wieder da, lieber Herr?«, fragte der Ritter.

»Der Nöck oder auch Nix, den manche auch Wassermann nennen. Dieser Grobian hat Euch erst in die Irre laufen lassen und dann mit seinen Fluten erschreckt. Danach aber war es vorbei mit seinen Kräften, er musste zurück zum See, um sie zu erneuern. Ihr aber braucht nur dem Bachbett zu folgen, um Euer Ziel zu erreichen. Aber sputen müsst Ihr Euch, denn am Abend ist mit dem Wassermann auch die Flut wieder da.«

Ohne einen Dank abzuwarten, verschwand das Erdmännlein in seinem Wurzelgehäuse, der Ritter aber bestieg seinen Rappen wieder und trabte, das trockne Bachbett als Weg benutzend, eilig davon.

Da sein Pferd jetzt wieder tüchtig ausgreifen konnte, flogen nun die unwegsamen Wildnisse, durch die er sich tagsüber hatte quälen müssen, rechts und links von ihm im Handumdrehen vorbei. Als sich die ersten Anzeichen der Abenddämmerung zeigten, war er schon in die Randzone des Waldes gekommen, wo sich am Boden unter den nicht mehr so dicht stehenden Bäumen schon Wiesengrün zeigte und die Luft feuchter zu werden schien. Während am Himmel über den Wäldern noch das Abendrot glühte, wurde über dem Reiter schon der Abendstern sichtbar, und in der Ferne blinkte der glatte Spiegel des Sees. Der Rappe, dessen Fell schon vom Schweiß glänzte, wurde vom Ritter zu immer schnellerem Galopp angetrieben, doch schien es mit den Kräften des Tieres zu Ende zu gehen.